

Manfred Hettling/Michael Jeismann

## Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“

*„Dem Menschen ist es eigentümlich, das Leben zu lieben. Die Deutschen haben diesen Trieb nicht. In der Seele der Deutschen, in ihrer Kunstauffassung, in ihrer Gedankenwelt und ihrer Literatur findet sich ein Mangel an Verständnis für das, was wirklich das Leben ausmacht, für seinen Reiz und seine Größe. Dagegen sind sie von krankhafter und satanischer Todessehnsucht erfüllt. Wie lieben diese Menschen den Tod. [...]den Tod in allen Posen und in allen Gewändern. Das beherrscht sie, das ist ihre fixe Idee.“<sup>1</sup>*

Diese Bemerkung Georges Clemenceaus, des französischen Ministerpräsidenten und späteren Vorsitzenden beim Versailler Friedenskongreß, muß aus heutiger Sicht ebenso befremdlich wie rätselhaft wirken. Die Deutschen - ein todessehnsüchtiges Volk, der Tod eine fixe deutsche Idee, Morbidität als deutsche Identität? Eine solche völkerpsychologische Vorstellung, die Clemenceau aus der deutschen Romantik gewonnen haben mag, hat vielleicht einen gewissen pittoresk-spekulativen Reiz; aber was sollte sie zum Verständnis von Kriegserlebnis und Kriegserfahrung zwischen 1914 und 1918 beitragen können?<sup>2</sup> Tatsächlich hat Clemenceau, vielleicht ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein, mit seiner Bemerkung ein Phänomen getroffen, das für das nationalpolitische Denken in Deutschland seit den Befreiungskriegen und bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein von zentraler Bedeutung war; es handelt sich dabei nicht, wie Clemenceau zu suggerieren scheint, um eine krankhafte Morbidität, und es hat auch nichts mit individuellen oder kollektiven Haltungen gegenüber dem Tod schlechthin zu tun. Es geht vielmehr um den besonderen Bedeutungsüberschuß, welcher in Deutschland der Vorstellung vom „Tod fürs Vaterland“ und vom patriotischen „Opfer“ seit dem frühen 19. Jahrhundert zukam.<sup>3</sup> Denn anders als in Frankreich oder England war dem „Tod fürs Vaterland“ eine temporale Dimension zu eigen: Nicht für ein gegenwärtiges Vaterland war das „Opfer“ des Lebens zu bringen, sondern für ein zukünftiges, „schöneres“, „besseres“. War das in der Zeit der Befreiungskriege eine verständliche Vorstellung angesichts des (noch) nicht existierenden deutschen Vaterlandes, so blieb diese Vorstellung auch dann noch prägend, als mit dem Deutschen Kaiserreich der Nationalstaat, das gemeinsame deutsche Vaterland, geschaffen war. Die antizipierende Opferwilligkeit und Vaterland und Nation wurden in einem gegenseitigen Bedingungsverhältnis begriffen, welches, so die stets wiederkehrende Auffassung in der national engagierten Publizistik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, das eigentliche Fundament der Nation ausmache.

Welche Konsequenzen aus einer solchen Auffassung für den Begriff von „Vaterland“ und „Nation“ entstehen, vor allem aber: wie sich diese Konzeption auf

das „Kriegserlebnis“ einer bestimmten sozialen Schicht auswirkte, soll im folgenden anhand einer Quelle untersucht werden, die den Kriegstod gleichsam als Siegel schon im Titel führt. Es handelt sich um die von dem Germanisten Philipp Witkop in mehreren Auflagen und Variationen herausgegebenen „Kriegsbriefe gefallener Studenten“.

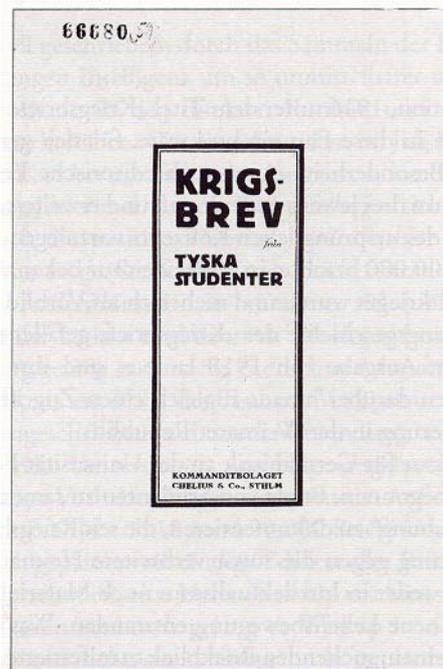
Witkops Sammlung bietet wie kaum eine andere die Möglichkeit, die Greuel des Krieges von unmittelbar Betroffenen geschildert zu bekommen und darüber hinaus die politische Reflektion und Einstellung einer bestimmten Gruppe von Soldaten über die gesamte Zeitspanne von 1914 bis 1918 zu verfolgen. Hier tauchen Sinnstiftungen und Verarbeitungsmuster des Ersten Weltkriegs auf, die in vieler Hinsicht prägend waren für die Kriegs- und Nachkriegsgeneration. Die „Kriegsbriefe“ sind somit ein wichtiges Dokument der politischen Mentalitätsgeschichte Deutschlands, das auf eindringliche Weise den epochalen Umbruch des Ersten Weltkriegs markiert. Freilich hat auch die Witkopsche Briefsammlung — wie die Gattung der „Kriegsbriefe“ überhaupt — ihre eigene Geschichte, die bei der Lektüre der Briefe zu berücksichtigen ist.

Sammlungen von Kriegsbriefen erlebten nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 einen ersten publizistischen Höhepunkt. In vielen verschiedenen Ausgaben erschienen Zusammenstellungen von Soldatenbriefen, wobei zumindest Briefe einer militärischen Einheit, Briefschreiber aus einer Region oder einer sozialen Gruppe — in der Regel Studenten - zusammengefaßt wurden. Ließ das öffentliche Interesse nach 1871 auch bald wieder nach, so blieb die Kriegsbriefsammlung doch bis 1914 eine anerkannte historisch-politische Quellengattung. Um 1900 begann man dann, retrospektiv nach vergleichbaren Zeugnissen aus den früheren Kriegen in der preußisch deutschen Geschichte zu suchen und auch den jeweiligen Gegner mit ins Blickfeld zu rücken. So wurde etwa eine dänische Briefsammlung aus dem Krieg von 1864 übersetzt.<sup>4</sup> Mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs wuchs die Zahl der veröffentlichten Feldpostbriefe, wie sie nun genannt wurden, immens an. Insbesondere in Zeitungen, bald aber auch in eigenständigen Publikationen wurden unzählige Briefe abgedruckt. Sie sollten die patriotische Gesinnung der Soldaten dokumentieren und diejenigen, die — wie Max Scheler klagte — „dazu gezwungen zu Hause zu sitzen“ waren,<sup>5</sup> am emphatisch beschworenen und euphorisch bejubelten „Kriegserlebnis“ teilhaben lassen.

**Abbildungen Seite 177:**

**oben: Die schwedische Ausgabe, Stockholm 1916**

**unten: Die Ausgabe von 1918 des B. G. Teubner Verlags, Leipzig und Berlin**



## Die Edition

Philipp Witkops erste Edition, 1916 unter dem Titel „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ erschienen, reiht sich in diese Flut ein und wäre, für sich genommen, nur von geringem Interesse. Die Besonderheit — und auch editorische Leistung — Witkops besteht darin, im Ablauf von drei jeweils veränderten und erweiterten Ausgaben 1930 schließlich eine Variation des ursprünglichen Konzepts vorzulegen, die es bis 1942 zu einer Auflagenhöhe von 200.000 brachte, in dieser Zeit zur bekanntesten Kriegsbriefsammlung des Ersten Weltkrieges wurde und mehrfach als Vorbild für andere Editionen diente.<sup>6</sup> Die Entstehungsgeschichte der „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, wie der Titel seit der zweiten Ausgabe von 1918 lautete, und ihre Rezeption in der Öffentlichkeit ermöglichen darüber hinaus zugleich einen Zugriff auf Struktur und Funktion der Kriegserinnerung in der Weimarer Republik.

Philipp Witkop, Professor für Germanistik an der Universität Freiburg, hatte bald nach Beginn des Krieges begonnen, Briefe von Studenten zu sammeln. Sein Anliegen war es, die „nationale Erhebung“ zu dokumentieren, die seit Kriegsbeginn in Deutschland bestehe. In Abgrenzung gegen die zuvor verbreitete Heimatlosigkeit und eine unerfüllte Sehnsucht, die weder in Intellektualismus noch Materialismus habe gestillt werden können, sei eine neue Lebensbewegung entstanden. Was sich bereits in der Jahrhundertfeier 1913 in einem suchenden Rückblick manifestierte, hätte im Kriegserlebnis eine „neue Erfahrung vom ursprünglichen Erlebnischarakter des Geistes“ gefunden, „lösend, erlösend, in elementarer Größe und Gewalt“. Zu Anfang scheint es Witkops Ziel gewesen zu sein, mit der Herausgabe der Studentenbriefe dieses Bewußtsein der Einheit des Volkes zu dokumentieren. In einem Zeitungsartikel zitiert er aus Briefen von Kollegen: „Das herrlichste Erlebnis des Krieges, das einzige, ist das am Volke, am 'heiligen Volk'“ (Ludwig Curtius); oder, so Alfred Weber, „der deutsche Volkscharakter ist für mich das wunderbarste, was es menschlich gibt, das größte, tiefste und entscheidendste Erlebnis des ganzen Krieges“.<sup>7</sup>

Anfang 1916 erschien dann ein schmaler Band „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ von gut 100 Seiten, der, wie Witkop Hans Delbrück gegenüber ausführte, als „nationales Dokument“ angelegt und „insbesondere zur Propaganda im neutralen Ausland bestimmt“ sei. Zu diesem Zweck wurde der Band in mehrere Sprachen übersetzt, noch 1916 erschienen eine schwedische und eine holländische Ausgabe.<sup>8</sup> Daß Witkop die Bekundungen des „heiligen Volkes“ zu Propagandazwecken im Ausland verbreiten wollte, zeigt, daß diese Selbstbekundungen der Kriegsbegeisterung und des Kriegserlebnisses gerade nicht als Manifestationen militaristischer oder nationalistischer Gesinnung verstanden und wahrgenommen wurden.

Gegen Ende des Jahres 1916 wurde Witkop selber eingezogen. Nach kurzem Dienst als Munitionsträger arbeitete er bei der Kriegszeitung der 7. Armee, schließlich organisierte und leitete er in Laon Kurse für Verwundete und Studenten, die aus den Kampfstellungen gezogen wurden. Sein persönliches Kriegserlebnis blieb damit letztlich ein vermitteltes; hatte er schon im Frühjahr 1916 an den befreundeten  
Schriftsteller

Karl Henckell geschrieben, durch das Sammeln der Kriegsbriefe „erlebe ich die Verluste unserer jungen Intelligenz um so unmittelbarer und schmerzlicher“, dürfte sich dieser Eindruck durch den direkten Kontakt und die Erfahrungen mit den Frontsoldaten verstärkt haben. Gut ein Jahr später, im Juli 1917, äußerte er wiederum gegenüber Henckell, er bereite eine neue Ausgabe, nunmehr „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ vor, „als Ehrenmal, das die Frühgefallenen sich selbst gesetzt haben“.<sup>9</sup>

Begünstigt durch die positive Resonanz, die die erste Ausgabe gefunden hatte, konnte Witkop nun in größerem Maßstab Briefmaterial sammeln. Wiederum mit Unterstützung des Außenministeriums wandte er sich im Herbst 1917 zuerst an die Kultusministerien der Länder und dann an alle deutschen Universitäten. Durch die staatliche Förderung gelang es ihm, die elterlichen Adressen aller bis dahin gefallenen Studenten zu erhalten; mit Hilfe des Teubner-Verlages in Leipzig wurden daraufhin die Angehörigen angeschrieben und um die Zusendung von Briefen gebeten. Gleichzeitig wurden an den Universitäten Anschläge angebracht und verteilt, in denen ebenfalls auf Witkops Vorhaben hingewiesen wurde. Auf diese Weise erhielt Witkop schließlich bis zum Frühjahr 1918 rund 20.000 Briefe von gefallenen Studenten.<sup>10</sup>

Die ursprünglich geplante vollständige Edition aller Briefe wurde 1918 auf die Zeit nach Kriegsende verschoben, eine kleine Auswahl erschien noch am Jahresende. Nach Niederlage und Zusammenbruch gelang es Witkop in den folgenden Jahren trotz vielfacher Bemühungen nicht, einen Verlag für die geplante Gesamtedition oder auch nur eine erweiterte Neuauflage zu finden. Aus diesem Grund bemühte er sich auch nicht weiter, noch Briefe aus dem letzten Kriegsjahr zu sammeln.

Erst 1928 erschien die dritte Ausgabe, wiederum unter dem Titel „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, nun beim Verlag Georg Müller in München. Erneut hatte sich auch eine staatliche Stelle, diesmal das preußische Kultusministerium, fördernd eingeschaltet. Seit Ende 1927 korrespondierte Witkop mit verschiedenen Unterrichtsministerien, die schließlich Zuschüsse in Höhe von 2.400 Reichsmark gewährten. Mit dieser finanziellen Absicherung gelang es, einen Verlag für das jahrelang abgelehnte Vorhaben zu gewinnen. Nach dem Erscheinen erreichten die Briefe rasch unerwartete Verkaufszahlen. Im ersten und zweiten Jahr wurden jeweils rund 25.000 Exemplare, bei einem Einzelpreis von 5,50 DM, verkauft. In den nächsten Jahren sank die Zahl der verkauften Exemplare auf unter 10.000 ab, stieg aber nach 1933, als eine verbilligte „Volksausgabe“ erschien, wieder auf rund 15.000 pro Jahr an.<sup>11</sup> Die Witkopsche Sammlung erzielte damit bereits öffentliches Interesse und publizistische Resonanz, bevor 1929 Remarques „Im Westen nichts Neues“ und die dadurch ausgelösten Folge- und Gegenschriften ein gestiegenes Interesse am Weltkrieg bezeugten und zugleich bestärkten.<sup>12</sup>

Ähnlich wie bereits 1918 betonte Witkop in seinem Vorwort zur Ausgabe von 1928, die „Persönlichkeit“ der Gefallenen vor dem Vergessen bewahren zu wollen. Hatte er 1918 vor allem das Untergehen der einzelnen im „Massenopfer“ des Weltkrieges beklagt, so mahnte er nun darüber hinaus, daß die Erinnerung an den Krieg selbst und insbesondere an diejenigen, die ihn führten, gefährdet sei. Die

# Kriegsbriefe gefallener Studenten



Herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Wittkop  
Verlag Albert Langen · Georg Müller · München

Schutzumschlag der Ausgabe von 1928

Kriegerdenkmäler, die in der Zwischenzeit in jedem Ort errichtet wurden und jeden Toten individuell mit Namen erinnerten, offerierten nur eine „allgemeine trauernde oder heroische Gebärde“, hinter der das von Witkop intendierte „Einzelbild der Krieger“ verschwinde. Nicht die nationale Gemeinschaft, sondern das individuelle Leid, das jeweils sichtbar werdende Einzelschicksal wurde Ende der 20er Jahre für Witkop zum zentralen Interpretationsmotiv. Vielleicht ist der nun einsetzende Verkaufserfolg auch darauf zurückzuführen, daß die Präsentation von Einzelschicksalen einen Ersatz bot für die Trennung von privater und öffentlicher Kriegererinnerung. Um seine Briefsammlung zu vervollständigen und insbesondere, um Briefe aus den letzten Kriegsjahren zu erhalten, hatte Witkop 1929 in 100 Zeitungen einen Aufruf drucken lassen, ihm Briefe zuzusenden. Er erhielt nicht einmal 50 Zusendungen. In dem Maß, wie die öffentliche Erinnerung an den Krieg zu einer Auseinandersetzung über aktuelle Probleme und Kontroversen wurde, konnte sie nicht mehr mit dem Akt des individuellen, privaten Totengedenkens verknüpft werden. Dieses Dilemma zeigt sich sowohl in der Kriegsliteratur als auch im Denkmalskult der 20er Jahre.<sup>13</sup>

Wie während des Weltkriegs wurden gegen Ende der 20er Jahre die Kriegsbriefe nun auch wieder als „Propagandamittel“ geschätzt. In den Jahren nach 1929 richteten verschiedene Konsulate, z.B. aus Rumänien, Brasilien, Indien und den Vereinigten Staaten Bitten an das Auswärtige Amt, Exemplare des Buches zu übersenden. Gerade in deutschfreundlichen Kreisen sei sehr großes Interesse festzustellen. Dieser Verbreitung kam entgegen, daß 1929 eine englische Übersetzung und 1932 eine gekürzte französische Ausgabe erschienen.<sup>14</sup> Die englischsprachige Version scheint ohne größere Komplikationen zustande gekommen zu sein, bei der französischen gab es dagegen Verzögerungen. Ursprünglich war eine Ausgabe mit zur Hälfte französischen und deutschen Studentenbriefen geplant, die, jeweils in Übersetzungen, zugleich in Frankreich und Deutschland erscheinen sollten. Die Zusammenarbeit mit Professor Paul Desjardins scheiterte dann jedoch am Widerstand der Verlage; vor allem der deutsche Verlag Georg Müller, der inzwischen von der Hanseatischen Verlagsanstalt übernommen worden war und damit unter dem Einfluß des konservativ-nationalistischen Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes stand, weigerte sich, die französischen Briefe zu übersetzen. Wie Witkop Lujo Brentano gegenüber, bei dem er früher studiert hatte, bemerkte: „Es ist jämmerlich, daß die Menschen von ihren Ressentiments nicht loskommen.“ Brentano hatte eine französische Übersetzung angeregt, um der Welt zu zeigen, „daß die Deutschen nicht die Hunnen gewesen sind, als welche man sie hingestellt hatte“, er hatte dem Verlag auch die Vermittlung von finanzieller Unterstützung durch das Auswärtige Amt angeboten. Das wurde von Witkop mit der Begründung abgelehnt, es würde nur eine „künstliche Triebkraft“ darstellen, das Buch müsse „sich selber durchsetzen“. Zwei Jahre später konnte er dann doch noch das bevorstehende Erscheinen der französischen Ausgabe vermelden; sie erschien ohne staatliche Unterstützung, begünstigt durch ein in Frankreich gewachsenes Interesse am deutschen Nachbarn im Zusammenhang mit der von Briand und Stresemann initiierten deutsch-französischen Annäherung. Witkop führte nicht ohne Stolz das französische

Deutschlandinteresse auf das Buch „Gott in Frankreich?“ seines ehemaligen Schülers Friedrich Sieburg zurück.<sup>15</sup> Am verwickelten Zustandekommen der französischen Übersetzung und der bereitwilligen Verbreitung des Buches durch das Auswärtige Amt wird bereits deutlich, wie verschieden die Lesarten der „Kriegsbriefe“ ausfallen konnten. Für die Konsulate wurde die Briefedition zum für Deutschland werbenden „Propagandamittel“; der Herausgeber betrachtete sie nun vorerst als einen Aufruf zum friedlichen Nebeneinander, zum „weltversöhnenden Recht und Verständnis im Leben der Völker“.<sup>16</sup> Die positive Reaktion auch des rechten, nationalistischen Angestelltenverbandes zeigte, daß der in den Briefen dokumentierte nationale Behauptungswille des Ersten Weltkrieges wiederum aktualisiert und leicht als Argument und Beleg der „richtigen Gesinnung“ in den politischen Auseinandersetzungen der 20er Jahre verwandt werden konnte.

In den unterschiedlich gehaltenen Vorworten Witkops zu den jeweiligen Ausgaben wird nicht nur die Anpassungsfähigkeit Witkops an politische Trends, sondern auch die mögliche Bandbreite der Deutung seiner Edition sichtbar. Witkops eigene Ausführungen sind um zwei Pole gruppiert. Zum einen spricht er von der „Persönlichkeit“ des einzelnen, die vor dem Vergessen bewahrt werden solle, zum ändern von einem größeren Ganzen, in das der einzelne eingerügt sei - „Volk“, „Vaterland“, „Deutschland“. 1918 — nach Kriegsende — und 1928 wird stärker die Individualität der Studenten betont und die Gefahr beschworen, daß diese „unersetzlichen Persönlichkeiten“ vergessen würden. 1916 dagegen ging es Witkop mit der Auswahl vor allem um „deutschen Geist“ im „deutschen Krieg“; im Herbst 1933 dann, in „diesen Tagen nationaler Selbstbesinnung“ standen das Kollektiv als Bezugspunkt, die Verwirklichung des „idealen Vaterlandes“ im Vordergrund, waren die Gefallenen „Blutzeugen nicht eines verlorenen, sondern eines neuen Deutschland“. Als in den Jahren danach Witkop von offizieller Seite gedrängt wurde, die Zusammenstellung der Briefe zu verändern und kriegskritische Stellen zu entfernen, weigerte er sich zuerst, ging dann jedoch, um das weitere Erscheinen des Buches zu ermöglichen, einen Kompromiß ein.<sup>17</sup> Er strich Briefe zweier Studenten (K. Petersen, F. Oehme), in denen Äußerungen zu finden waren wie „wir haben genug vom Kriegrühren“, und ergänzte die Ausgabe um den Brief eines Primaners, der als letzter Brief eingefügt wurde und damit die Funktion eines Schlußworts bekam. Geschrieben am 16. Mai 1918 wird hier zuerst vom bevorstehenden Pfingstfest gesprochen, dann Skepsis gegenüber der christlichen Auferstehung geäußert und die Unsterblichkeit in der Erinnerung des „Volksbewußtseins“ verankert. Daraus resultiere die Pflicht, das Andenken der Gefallenen zu pflegen und auch „die Pflicht zu siegen, um unser Volkstum rein zu erhalten“. Auf diese Veränderungen gegenüber den früheren Ausgaben wurde nicht hingewiesen, nach außen hin sollte offenbar der Schein der Kontinuität gewahrt bleiben.

Diese Vieldeutigkeit resultiert nicht nur aus Witkops unentschiedener und um Anpassung bemühter politischen Haltung. Sie entsteht nicht zuletzt aus dem Prinzip der Quellensammlung. In einem Beitrag zu dem Sammelband „Der Weltkrieg im Unterricht“ (Gotha 1915) schrieb Witkop über den Deutschunterricht. Zweierlei

Schriften seien für den Unterricht besonders geeignet. Zum einen die Kriegsliteratur; in ihr manifestierten sich Subjektivität und Innerlichkeit, zeige sich die Wirkung von Ereignissen auf den einzelnen. Zum anderen sei das Epische zu empfehlen, das ein „objektives Weltgefühl“ vermittele, wo das Volk als Gesamtheit denke und handele. Während des jetzigen Krieges sei zwar noch kein Epos geschrieben worden, dafür aber gebe es eine Fülle an epischem Material: „Feldpostbriefe unserer Soldaten“. Weder seien es Zeugnisse nur von Einzelpersonen, sondern Manifestationen der augenblicklichen großen Zeit, noch enthielten sie bloß subjektive Wertungen, sprächen vielmehr „durch die bloße Macht und Wucht der Tatsachen“. Witkop erörtert hier in Unterrichtsleitungen für die Schule eines der Grundprobleme des Weltkrieges, die Frage nach dem: Wofür wird gekämpft? Bekundungen der Begeisterung wie sie in der Kriegsliteratur dominant vorherrschten, wurden im Verlauf des Krieges immer weniger überzeugend. Als Ersatz bot sich hier der Rückzug auf die „Tatsachen“ an.<sup>18</sup> Die beeindruckende Realität der Kriegswirklichkeit sollte und mußte für sich sprechen. Da es immer schwieriger wurde, positive Legitimationen für die Führung des Krieges zu liefern, ersetzte man sie durch Zeugnisse des Kriegsgeschehens, der Kriegsteilnehmer - und entzog sie damit einer möglichen Kritik. Indem man den Krieg für sich selber sprechen ließ, ging jene Distanz verloren, die nötig gewesen wäre, um über den Krieg sprechen zu können. Der Rekurs auf die Quellen sollte damit nicht nur ein unvermitteltes Bild als der Kriegsroman oder die vielfältige Literatur über das Kriegserlebnis liefern. Darüber hinaus lag die Attraktivität der „Kriegsbriefe“ für die Zeitgenossen auch darin begründet, daß sie keine eindeutige Stellungnahme über den Krieg enthielten — wie etwa die Romane von Jünger oder A. Zweig. Die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ blieben dadurch in ihrer Lesbarkeit politisch ambivalent.

## Die Briefe

Kriegsbriefe sind eine Massenquelle. Feldpostbriefe, wie die historisch genauere Bezeichnung lautet, wurden täglich in millionenfacher Zahl geschrieben. Im ersten Kriegsjahr wurden ca. 6 Millionen Briefe pro Tag von Soldaten an Angehörige, Freunde und Bekannte geschrieben; in umgekehrter Richtung wurden etwa 8,5 Millionen Briefe befördert. Nach einer Schätzung der Post wurden im ersten Kriegsjahr etwa 4 Milliarden Briefsendungen befördert.<sup>19</sup> Naturgemäß sind von den an die Soldaten gerichteten Briefen weitaus weniger erhalten als von den Feldpostbriefen, die in die Heimat geschickt wurden. Von diesen Briefen aus dem Kriege liegen zwar Zehntausende in Archiven, wurden Tausende in Sammlungen publiziert - als historische Quelle sind sie bisher ebenso wie andere autobiographische Zeugnisse (Tagebücher) kaum systematisch ausgewertet worden. Sie sind damit noch zu entdecken als Material, das Aufschluß geben kann über Fragen der Stimmung im Heer, über die Wirksamkeit von Propagandabemühungen, über die Auswirkungen des Krieges, insbesondere auch des Stellungskrieges, auf das Bewußtsein und die Psyche der Soldaten. Eine derartige

Mentalitätsgeschichte des Krieges ist von der deutschen Forschung bisher kaum unternommen worden, ganz im Gegensatz etwa zur englischen oder französischen Militärgeschichtsschreibung, die nicht nur weniger traditionell belastet, sondern theoretisch und methodisch weitaus offener und reflektierter ist.<sup>20</sup>

Was aber steht in den Feldpostbriefen, worüber informieren sie den heutigen Leser? Zuerst einmal und in weit überwiegendem Maße enthalten sie private Nachrichten, dienen sie der Information und Teilhabe am Leben der anderen, an den Bedürfnissen des Alltagslebens, teilen sie individuelle Nöte, Krankheiten, Sorgen oder Erfolge und Freuden mit. Als in den 20er Jahren die Archive zweier Studentenorganisationen, des katholischen „Sekretariats Sozialer Studentenarbeit“ und des vorwiegend protestantischen „Deutschen Studentendienstes“, an das Reichsarchiv in Potsdam übergangen, wurden vom zuständigen Bearbeiter, Oberarchivrat Hermann Cron, jeweils mehr als 50.000 Briefe wegen „Belanglosigkeit“ ausgesondert und vernichtet; von beiden Beständen wurden nur einige Tausend archiviert sowie mit zusammenfassenden Beschreibungen versehen.<sup>21</sup> Bei den Briefen, die der Überlieferung für wert befundenen wurden, hebt Cron im wesentlichen vier Bereiche hervor, über die die Briefe wesentliche Informationen vermittelten. Vergleicht man seine Ergebnisse mit anderen Editionen,<sup>22</sup> auch der Witkopschen, stellt man durchaus Parallelen fest, wobei, je nach dem spezifischen Charakter einer publizierten Briefsammlung, Schwerpunkte im Aussagegehalt festzustellen sind. Die Cronschen Gutachten bieten sich gerade deshalb auch als Vergleichskorpus an, da hier ein umfassender Bestand beschrieben wird, der noch nicht eine nach spezifischen Kriterien zusammengestellte Auswahl darstellt.

**Erstens** — wobei die Reihenfolge hier keine Wertigkeit über Quantität oder Stellenwert beinhaltet — werden allgemeine politische oder religiöse Fragen erörtert. Der große Raum, der religiösen Fragen eingeräumt wird, überrascht nicht, da es sich hier ja um jeweils konfessionell gebundene Gruppen handelt. Analog ist bei Partei-, Gewerkschafts- oder Verbandsmitgliedern ebenfalls ein erhöhtes Interesse für Probleme der eigenen Organisation festzustellen.

**Zweitens** wird über die Situation in der Truppe berichtet. Die Stimmung der Soldaten, die Bedeutung der Kameradschaft werden geschildert. Dabei geraten immer wieder zwei Gegensätze ins Blickfeld. Einmal wird von den akademischen Schreibern sehr oft die schockartige Wahrnehmung anderer Sexualnormen beim „einfachen Mann“ wiedergegeben. Trotz aller Kameradschaftserfahrung blieb die bürgerliche Moral ein starkes Moment sozialer Distinktion. Zum ändern wird im Verlauf des Krieges immer stärker die Trennung von Offizieren und Mannschaften kritisiert. Die Privilegien der Offiziere, ihre Sonderstellung in bezug auf Verpflegung, Unterkunft und Tätigkeit, ihre ungleich höhere Bezahlung - ein Leutnant kam auf über 300 Mark im Monat, während ein einfacher Soldat nur ca. 15 Mark im Monat an Sold erhielt —, dazu die Privilegierung bei der Ordensverleihung, die Vorwürfe gegen die Etappe, das alles wurde als Auswuchs sozialer Ungleichbehandlung erkannt. Damit war auch ein Punkt erreicht, von dem aus die unmittelbare Erfahrung in der Einheit übertragen werden konnte auf die Gesamtsituation im Heer und in der Heimat. Während zu

Beginn des Krieges noch eher die Nivellierung sozialer Unterschiede als positives Ergebnis des Krieges vermerkt wurde, wurden mit zunehmender Kriegsdauer die scharfen Klassenunterschiede in der Armee immer offener angesprochen. Insbesondere die Diskrepanz zur nationalistischen Gemeinschaftsideologie, die seit dem August

1914 einer der Träger der Kriegsbereitschaft war, sensibilisierte für dieses Problem.<sup>23</sup>

Die beiden folgenden Themenfelder werden nun, anders als die beiden vorherigen Schwerpunkte, auch in Witkops Auswahl breit dokumentiert.

Denn, **drittens**, kommt der Darstellung des „Kriegserlebnisses“, d.h. der Schilderung des Kampfes in der vordersten Frontlinie und im Schützengraben, in den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ eine zentrale Bedeutung zu. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes Briefe über den Krieg, die insbesondere auch das alle herkömmliche Erfahrung durchbrechende Leben — und Sterben - in den Gräben des Stellungskrieges aus der Sicht der direkt Beteiligten wiedergeben. Anders als bei jeglicher Kriegsliteratur, auch bei Autoren wie Jünger oder Koeppen, ist dadurch, daß es sich hier um Briefe handelt, eine personelle und zeitliche Verknüpfung von handelndem Akteur, Wahrnehmung und textlicher Fassung gegeben, in der nicht zuletzt die Faszination der Sammlung mit begründet liegt.

**Viertens** schließlich werden in vielen Briefen, und in den von Witkop ausgewählten wieder in besonderem Maße, von den Autoren Reflexionen über den Sinn des Krieges, über seine Bedeutung für das Leben des einzelnen, angestellt. In vielen Äußerungen der Studenten wird das Bemühen greifbar, der Sinnlosigkeit und Absurdität des Krieges doch noch einen ideellen persönlichen Gewinn abzutrotzen, der dann zugleich in der Summe dem „Volk“ oder dem „Vaterland“ als „innere Geschichte“ des Weltkrieges zugute kommen soll. In diesen Passagen deutet sich eine Möglichkeit an, wie die alle herkömmlichen Wahrnehmungsmuster sprengende Kriegswirklichkeit individuell eingefangen, emotional-psychisch verarbeitet und rational vermittelt werden konnte:

Der Krieg wurde zur moralischen Herausforderung, deren Bewältigung als gewonnene Lebensintensität beschrieben wurde, welche durch die Dichte der gelebten Erfahrung ein Äquivalent für den drohenden Tod bot.

Wie repräsentativ aber ist die Gattung der „Kriegsbriefe“, wie weit spiegeln sich in ihr Stimmungslagen im Heer? Versucht man, einen Überblick über die „Moral“ im Heer über den gesamten Krieg hinweg zu geben, muß man drei Phasen unterscheiden. Vom Beginn des Krieges an bis zum Winter 1914/15, spätestens dann zum Frühjahr

1915 hin kann man wirklich von Kriegsbegeisterung sprechen. In dieser Zeit gab es wenig Motivationsprobleme innerhalb der Armee, wird sehr wenig über interne Spannungen berichtet. Die zweite Phase beginnt dann im Winter 1914/15 mit dem Übergang zum Stellungskrieg im Westen. Zunehmend machen sich physische und psychische Erschöpfung breit, wird über Mißstände und über die Ungleichbehandlung von Offizieren und Mannschaften geklagt. Währenddessen bleibt die Kampffähigkeit der Truppe aber ungebrochen; es verändert sich jedoch die Einstellung der Soldaten:

Anstatt von „Begeisterung“ wird nun ganz überwiegend von der „Pflicht“ als dem ausschlaggebenden Moment für die Erfüllung der Aufgaben, für die Bereitschaft zum

Krieg gesprochen. 1918 beginnt schließlich die dritte Periode des Krieges. Mit der Offensive vom Frühjahr und dem Kriegsende im Osten wächst die Hoffnung auf ein vor allem baldiges — und siegreiches Ende des Krieges. Nach dem Scheitern des Durchbruchversuchs an der Westfront beginnt dann ein zuerst schleichender, schließlich unaufhaltsamer Auflösungsprozeß, der spätestens seit dem August auch für die Oberste Heeresleitung offenkundig geworden war.<sup>24</sup> Trotz der vielfältigen sozialen Spannungen in der Armee, die während der Kriegsjahre in zuvor ungeahnter Schärfe hervorgetreten waren, muß man für den Zusammenbruch neben der militärischen Überlegenheit der Alliierten aber weit stärker die grenzenlose physische und psychische Erschöpfung von Heer und Heimat sowie die gerade bei den Soldaten weitverbreitete Einsicht in die Unabwendbarkeit der Niederlage verantwortlich machen.

Derselbe Spannungsbogen von Begeisterung über Pflichtgefühl bis hin zur resignierenden Erschöpfung findet sich auch in den von Witkop zusammengestellten Briefen. Z.T. läßt sich in der chronologischen Aneinanderreihung der Briefschreiber ebenfalls dieser allgemeine kollektive Wandel der Einstellung dem Krieg gegenüber beobachten. Viel stärker jedoch tritt bei Witkop ein anderes Moment in den Vordergrund. Durch seine Verschränkung des allgemeinen Kriegsverlaufs mit den individuellen Biographien der Studenten rückt bei ihm der jeweils individuelle Prozeß der Desillusionierung gegenüber dem kollektiven Bewußtseinswandel stärker in den Vordergrund. Ihm gelingt damit eine Widerspiegelung des allgemeinen psychischen Wandels während des Kriegsverlaufs in konkret faßbaren anschaulichen Einzelschicksalen.

Die besondere Qualität dieser Briefsammlung liegt allerdings nicht in der Wiedergabe des allgemeinen Stimmungsverlaufs im Ersten Weltkrieg von der Begeisterung des August 1914 bis zum Zusammenbruch 1918 anhand von individuellen Zeugnissen. Witkops Briefedition ist mehr und anderes als eine Belegsammlung für Erfahrungen und Anschauungen, die sowohl dem zeitgenössischen Publikum der 20er Jahre als auch dem heutigen Leser geläufig waren und sind. Anders als die während des Weltkriegs zu Propagandazwecken veröffentlichten Briefeditionen und anders auch als die im politischen Kontext der 20er Jahre angesiedelten Kriegsromane vermitteln die von Witkop zusammengestellten Briefe den Eindruck einer Authentizität, die nicht nur durch die Abfolge unterscheidbar-individueller Briefe, sondern auf spezifische Weise auch durch den Tod der Briefschreiber bezeugt und sozusagen beglaubigt wird. Nichts von dem, was während der vier Kriegsjahre in den Zeitungen an Klischees und Vorstellungen verbreitet wurde, findet sich in diesen Briefen. Kein Hurra-Patriotismus und keine Haßgesänge. Die feste Gesinnung und der Kaiser sind Marginalien in einem Gros von Briefen, die als nachdenkliche oder antwortsuchende Monologe angesichts des Krieges und des Todes verfaßt sind. So unbestreitbar diese Authentizität ist, die durch das Lesen von Brief zu Brief bis zum Tod eines Studenten mit dem vom Mal zu Mal erneuerten Angebot zur Identifikation verstärkt wird, so naiv wäre es, den Umstand zu übersehen, daß diese Briefe zusammengestellt und ausgewählt wurden. Von Witkop wurde vielmehr ein Arrangement des Authentischen vorgenommen, das die Qualität der Briefe nicht mindert, sie vielleicht sogar erst erzeugt oder doch steigert —

in jedem Fall aber in eine bestimmte Richtung lenkt und ein Gesamtbild, vielmehr: eine fortlaufende Geschichte erstellt.

Zuerst einmal soll von einzelnen Briefen und nicht von der Briefsammlung die Rede sein. Wovon handeln also die Briefe, was schreiben die Studenten ihren Angehörigen, Freunden und Bekannten? Generell lassen sich zwei Themenkomplexe unterscheiden. Zum einen nehmen, wie erwähnt, Schlacht- und Kampfdarstellungen breiten Raum ein, zum anderen enthalten die Briefe Reflexionen und Stimmungen angesichts des Krieges. Die Erwartungen nicht nur der Studenten bei Kriegsbeginn erwiesen sich rasch als Illusionen, und in allen Briefen wird explizit oder implizit davon gesprochen, „daß die Vorstellung, die wir durch Geschichtsunterricht, Erzählungen unserer Eltern und aus Büchern vom Krieg in uns haben, durchaus eine falsche oder nicht erschöpfende, also schiefe ist“.<sup>25</sup> Ein Student schreibt, daß er „jetzt nur mit Abscheu an die Schlachtbilder [denken] kann, die man so in Büchern sieht“.<sup>26</sup> Die Erfahrungen, die die Studenten mit dem alltäglichen und massenhaften gewaltsamen Tod machen, schlagen sich in Sätzen nieder wie: „Unter einer goldenen Pappel liegt ein toter Kamerad. Auf den Bauernhöfen liegt totes Vieh.“<sup>27</sup> Der Tote wird zwar noch als „Kamerad“ tituliert, aber die Beschreibung macht keinen Unterschied zwischen dem Tod des Kameraden und dem toten Vieh: Der ganze Krieg sei eine „viehische Barbarei“, „eine Menschenjagd“ und ein „Massenmeuchelmord“,<sup>28</sup> so der einhellige Tenor in den Briefen. Freilich schließt diese Auffassung Stolz auf persönliche Tapferkeit oder sogar schieres Draufgängertum nicht aus, wie Schilderungen einzelner Kämpfe belegen, an denen die Studenten beteiligt waren. Es überwiegt und verstärkt sich im Laufe des Krieges allerdings der Eindruck der völligen Ohnmacht in den Materialschlachten.

Das Charakteristische dieser Studentenbriefe liegt nun darin, daß der Schock der Kriegswirklichkeit nur sehr selten zu einer pazifistischen Konsequenz führt; vielmehr wird in der Mehrzahl der Briefe der Versuch einer Sinnstiftung, einer Aurbildung der Kriegswirklichkeit im individuellen Kriegserlebnis unternommen. Anders als die englischen, vor allem aber die französischen Soldaten, die den Krieg mit dem Hinweis auf die Befreiung des eigenen Landes bzw. auf die drohende Gefahr einer deutschen Hegemonie in Europa legitimieren konnten und von hier aus, wenn auch vielleicht mit Einschränkungen, dem eigenen Tod einen Sinn abgewinnen mochten,<sup>29</sup> taten sich die Deutschen schwer mit der Legitimation des Krieges. Gewiß, dawar die Bedrohung von Osten und von Westen, die wirtschaftliche Einschnürung durch die zunehmend verschärfte englische Seeblockade, aber all das mußte nach dem Einmarsch in Belgien und Frankreich als Kriegslegitimation schemenhaft und unwirklich bleiben. Das Gefühl der unmittelbaren Bedrohung des eigenen Landes fehlte, stand man doch vor den Toren von Paris, war die „russische Dampfwalze“ nach Tannenberg zum Stehen gebracht worden. So tragen auch die Kriegsbriefe der Studenten einen der bezeichnenden Züge der deutschen Weltkriegspublizistik: daß man geradezu krampfhaft nach der „deutschen Sendung“ fragte und sie inhaltlich auszufüllen versuchte. Schlagworte wie „deutsches Recht“ oder „deutsches Wesen“ waren nur schwer mit konkreten Vorstellungen zu verbinden und überdies den auf universale Werte zielenden Legitimations-Vokabeln

wie Freiheit, Recht und Selbstbestimmung, die man auf englischer und französischer Seite propagandistisch eindrucksvoll einsetzte, hoffnungslos unterlegen.<sup>30</sup> Man glaubte, sich nur verteidigt zu haben und befand sich plötzlich in der Position des Angreifers, dem für seine Machtansprüche keine plausiblen Ideologeme zur Verfügung standen. Dieses Dilemma faßte Walther Rathenau im Juli 1917, also nach drei Jahren Krieg, knapp in dem Satz: „Wir wissen heute noch nicht, wofür wir kämpfen.“<sup>31</sup> Und man mußte kein „Defätist“ sein, um ein solches Urteil zu treffen. Dem Hinterland mochten die Schlagworte der politischen Propaganda genügen, um den Krieg als gerechtfertigt anzusehen und ihn zu ertragen. Ganz anders stellten sich die Dinge für die Frontsoldaten dar, deren Leben unmittelbar und beinahe täglich auf dem Spiel stand. Der besondere Quellenwert der von Witkop zusammengestellten Studentenbriefe liegt darin, daß vom August 1914 bis in den Spätherbst 1918 der Prozeß einer Sinnstiftung verfolgt werden kann, die sich einerseits dem Dilemma der oben beschriebenen Ausgangssituation gegenüberübersah, andererseits aber die zentralen Begriffe des nationalen kollektiven Bewußtseins wie „Vaterland“, „Volk“, „Pflicht“, „Tod fürs Vaterland“ usw. nicht schlechterdings durch pazifistische, internationalistische oder sozialistische Topoi austauschte, sondern diese vielmehr angesichts des Todes gleichsam neu zu besetzen suchte. Dieser Versuch der Sinnstiftung erfolgte also in einer bemerkenswerten Zwischenlage: Sie dokumentiert einerseits den Bruch mit den aus dem 19. Jahrhundert tradierten Kriegs- und Heldentopoi, von den Klischees ganz zu schweigen, die sich angesichts dieses Krieges als völlig unangemessen erwiesen; andererseits aber blieb die Fixierung auf die Nation bestehen, und gebrochen schlagen auch bei dem Versuch einer Neudefinition der Begrifflichkeit bestimmte traditionelle Elemente, insbesondere aus den Befreiungskriegen, durch.

Es kann im folgenden nicht um eine komplette Rekonstruktion aller dieser Elemente gehen; vielmehr sollen einige charakteristische Züge skizzenhaft dargestellt werden. Als Leitfaden hierzu mögen einige simple Fragen dienen: Was ist der Sinn des Krieges? Wofür ist man bereit zu sterben? Und im Anschluß daran: Wodurch glaubte man den jeweils ganz individuellen, nämlich eigenen Tod als sinnvoll ansehen zu können; wie maß man dem einzelnen Bedeutung zu im Krieg der Millionenheere und der Materialschlachten; wie wurden in diesem Zusammenhang der Held und das Heldische definiert?

Auf die Frage nach dem Sinn des Krieges geben die Studenten in aller Regel keine politische Antwort. Daß die Briefe nicht von Wirtschaftsmärkten und Eroberungen in diesem Zusammenhang reden, ist gewiß verständlich. Auffallend dagegen ist schon, daß nur ganz vereinzelt auf die Ursachen des Krieges angespielt wird — meist mit dem Hinweis auf eine „kriegslüsterne“ feindliche Diplomatie —, und daß auch nicht ansatzweise eine Erklärung für die in diesem Krieg ausgetragene Feindschaft gegeben wird. Dies macht sich dann auch bemerkbar in dem Fehlen eines entsprechenden Feindbildes, das die Essenz der abstrakt gefaßten Feindschaft auf den jeweils konkreten einzelnen Feind projiziert. Alles was von den feindlichen Soldaten gesagt werden kann, ist, daß sie im gegenüberliegenden Schützengraben stehen.<sup>32</sup> Dem allenfalls diffusen,

in der Regel aber schlichtweg fehlenden Feindbild korrespondiert auf der anderen Seite ein Defizit an positiver Bestimmung der „eigenen Sache“. War somit der Sinn des Krieges nicht auf irgendeine Art und Weise begründbar in den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, wurde er in die Zukunft verlagert. Über den Sinn des Krieges, so die Mehrzahl der Studenten, würde erst die Zukunft entscheiden. Der Sinn des Krieges mußte also erst noch eingelöst werden. Unter welchen Voraussetzungen das geschehen konnte, blieb im Ungewissen allgemeiner, am ehesten noch als „ethisch“ zu bezeichnenden Vorstellungen etwa von der „Regeneration“ und der „Reinigung“ des deutschen Volkes. Nicht zufällig sprach man in Deutschland vom Weltkrieg als „deutschem Krieg“: Der extreme Selbstbezug, die nahezu autistisch zu nennende Tendenz der Kriegspublizistik schlug sich auch in den Studentenbriefen nieder und führte zu Bekenntnissen wie etwa dem folgenden:

*„Was man 'Patriotismus' nennt, den Klimbim habe ich nicht. [...] Mit liebeblutendem Herzen zu Felde ziehen gegen alles, was nicht so ist, wie es sein soll in unserem Volk*

*o b e n u n d u n t e n ! [...] Ein Kampf mit mir selbst und ein Kampf in meinem Wirkungskreise gegen alle Ungerechtigkeit, Schlechtigkeit und Gemeinheit in mir und in unserem Volke, gegen — nennen wir es mit dem alten, unmodernen, aber treffenden Wort — die Sünde.“<sup>33</sup>*

Fast hat es den Anschein, als sei der Weltkrieg in erster Linie eine innere Angelegenheit des deutschen Volkes, geradezu ein Läuterungserlebnis jedes einzelnen. Was vom allgemeinen Sinn des Krieges gesagt wurde, gilt auch für den Sinn des möglichen eigenen Todes. Es fehlen zwar nicht die Hinweise auf das christliche Jenseits. Es überwiegen aber zwei andere Vorstellungstypen in bezug auf die Sinnhaftigkeit des eigenen Todes. Da ist zum einen der bereits genannte Verweis auf die Einlösung des Sinns in der Zukunft: „Es wird eine große Aufgabe sein für unser gesamtes Volk - und gerade für unsere Parlamentsparteien! nach dem Frieden das praktisch zu verwerten, was wir innerlich durchlebt haben - es wird nur zum Teil gelingen.“<sup>34</sup> Bei diesen vagen Aussichten kommt es in vielen Briefäußerungen zu einer Wende, die den Sinn des Opfers in der Bereitschaft zum Opfer ansiedelt: „Denn das Entscheidende ist doch immer die *Opferbereitschaft*, nicht das wofür das Opfer gebracht wird.“<sup>35</sup> Das Opfer ist zum Selbstwert geworden, das seine Rechtfertigung in sich selbst trägt. Von dieser Position aus war es dann auch möglich, den Wert des Individuums und insbesondere die Auffassung vom Helden so zu fassen, daß der Maßstab in der „Gesinnung“ und nicht in den Taten liegt.<sup>36</sup>

Witkop selbst spricht im Hinblick auf die Zusammenstellung der Briefe von „Kürzung“ und „Verdichtung“, vom selbstgeschriebenen „Epos“ der Studenten im Weltkrieg. Betrachtet man nicht die einzelnen Briefe für sich, sondern ihre Gesamtabfolge, scheint der herausgeberische Ehrgeiz Witkops darin gelegen zu haben, anhand der Briefe eine Art kollektiven Entwicklungs- oder Bildungsroman zu entwerfen. Es sei hier nur angedeutet, daß die Stationen dieser Entwicklung und „sittlichen Bildung“ von der naiven Begeisterung des August 1914 über den Schock der Kriegswirklichkeit,

die innere Auseinandersetzung über den Sinn des Krieges und des eigenen Todes bis hin zur Bereitschaft zum Opfer als der Erfüllung des eigenen Schicksals verlaufen. Diese Linie ist nicht ungebrochen und ist nicht ohne kritische Untertöne. Die allgemeine Tendenz der Briefe aber liegt in Sätzen wie: „Wir sind noch zu schwache, eigennützige Menschen, keine wirklichen 'Männer'.“<sup>37</sup> Im Vergleich zur politischen Lyrik der Befreiungskriege, in der das Opfer die Möglichkeit eines künftigen deutschen Vaterlandes beglaubigt,<sup>38</sup> gehen die Äußerungen der Studenten noch weiter in der Absolutsetzung des Opfers. Es ist gleichsam in politischer Hinsicht zweckfrei - und damit wiederum politisch frei besetzbar, was in der Rezeptionsgeschichte der Studentenbriefe in den 20er Jahren eine große Rolle spielen sollte.

## Die Rezeption

Die studentischen Kriegsbriefe erreichten erst 1928 das breite Interesse der Öffentlichkeit. Zuvor waren sie, wie erwähnt, zwar in diplomatischen Kreisen als Mittel nationaler Propaganda populär, die Verleger scheuten aber in den 20er Jahren lange Zeit das Risiko einer Edition. Die Konzeption Witkops war seit 1915 relativ unverändert geblieben und auch die Verschiebung der Auswahl von Briefen „deutscher“ zu denen „gefallener“ Studenten hatte zwar eine Akzentveränderung, aber keinen grundsätzlichen Wandel mit sich gebracht. Ebenso konstant wurden bestimmte Charakteristika der Briefe hervorgehoben; was sich im Verlauf der Rezeptionsgeschichte änderte, waren die politischen Bezüge, in die die Briefe eingeordnet wurden.<sup>39</sup> So hob bereits 1917 eine Besprechung in den „Sozialistischen Monatsheften“ die bewegende Schilderung des „seelischen Erlebens“, des „inneren Kampfes“ zwischen Lebenserhaltung und Hingabe an die Allgemeinheit hervor. Angesichts der zu dieser Zeit noch selten direkt thematisierten Schrecken des Krieges wurde die in den Briefen hervortretende „Verrinnerlichung“ der Studenten, die „Vertiefung ihres Wesens“ als besondere Qualität der Soldaten gewürdigt. Mehr als in späteren Äußerungen der Nachkriegszeit wurde in den Rezensionen, die während des Krieges erschienen, vom Opfer für Deutschland, fürs Vaterland gesprochen. Die Briefschreiber wie die Rezensenten standen noch wie selbstverständlich innerhalb einer Gemeinschaft; damit ist nicht nur die Zeitgenossenschaft gemeint, sondern auch die gemeinsame nationale Identität innerhalb des „Volkes“. Die Briefe der Studenten wurden als kollektives Zeugnis der Nation empfunden, ihre Briefe sprachen für das Vaterland, waren weniger individuell, sondern vielmehr exemplarisch, repräsentativ. Es sind, wie Witkop in seinem Vorwort von 1916 schreibt, „Ergebnisse und Notwendigkeiten des deutschen Geistes, der deutschen Seele, des tiefsten deutschen Wesens“.

Ein Moment, das in den folgenden Jahren immer stärker in den Vordergrund rücken sollte, ist auch schon in der frühen Rezeption zu finden. Die „Seelenkraft“ der Studenten, ihre Bewährung während des Krieges wird übertragen auf die zu Hause Gebliebenen und die Nachwachsenden; denn die sich hier bewährende Jugend sei

von besonderer Bedeutung für die „Erneuerung des deutschen Wesens, das wir alle von dem Krieg erwarten“. Denn gerade in diesen Briefen ertöne „neues Leben von deutschem Wertgehalte“.<sup>40</sup>

Die Stimmen zur Ausgabe von 1918 betonten, damit der Akzentverschiebung des Herausgebers folgend, nun viel stärker den Aspekt, daß hier lauter Briefe von Toten vorliegen. Korrespondierend dazu wurden aber auch das in Briefen sich manifestierende „ekstatische Lebensgefühl“, die von den Studenten erreichte „Reife des Lebens“ erwähnt. Ebenso wie zwei Jahre zuvor unterzieht man die „Seelenkraft“, die „moralische Größe“, die hier im Kriege zutage getreten sei, einer besonderen Würdigung. Viel mehr als von soldatischen oder militärischen Leistungen und Erfolgen wird von dieser individuellen Bestätigung, der moralischen Reifung als wichtigster Errungenschaft gesprochen. Damit einhergehend verschiebt sich die Rechtfertigung des Todes. Im Verlauf des Krieges war es noch möglich, von Opfern zu sprechen, die das Vaterland Deutschland fordere. Nun, nach dem Ende des Krieges, ist es der Krieg selber, der die Opfer gefordert hat - während die Studenten sich freiwillig für ihr Vaterland opferten. Durch diese Verschiebung wird der Krieg zu einer schicksalhaften Größe, wird zu einem von menschlichem Handeln nicht beeinflussbaren Ereignis, wird zugleich das „Vaterland“ von der Verantwortung für den Tod der Kriegsteilnehmer entlastet. Ihnen, und darin liegt nun ihre besondere Qualität, wird zugeschrieben, gewissermaßen aus eigenem Willen in den Tod gegangen zu sein. Sie bejahten die „Pflicht des Opfers“ — was in den Jahren direkt nach Kriegsende zwar noch eine patriotisch begründete Pflicht sein konnte, oft aber auch schon als eine gar nicht mehr begründete, nur noch individuell motivierte „Notwendigkeit“ beschrieben wurde.

Damit nahm man nun zugleich aber die Lebenden in die Pflicht. Denn diese individuell legitimierte und nicht mehr selbstverständlich national eingebundene Aufopferung des Lebens sah sich der Gefahr ausgesetzt, vergeblich gewesen zu sein. Dieser Gefahr ausweichend und zugleich auch einen Ersatz für die militärische Niederlage offerierend, deutete man das „Opfer“ der Kriegsteilnehmer nun als wertvoll, wenn es darum ging, „neue innere Werte dem Bau unseres Volks einzufügen“. Die Verpflichtung der Überlebenden, das Werk der Toten zu vollenden, ersetzten als Bezugsrahmen den verlorenen Krieg und die schwindende Legitimationskraft der Nation.<sup>41</sup>

Als 1928 dann schließlich die dritte Ausgabe erschien, erfuhr sie die größte Resonanz. Inzwischen prägte die Kriegsliteratur immer mehr das Bild des Krieges, so daß die Vorlage „authentischer“ Zeugnisse besonderes Interesse hervorrief. Wenn auch die bereits angedeuteten Interpretationslinien sich im wesentlichen fortsetzten, ermöglichte die zunehmende zeitliche Ferne des Kriegsgeschehens doch auch eine - wenngleich selten wahrgenommene — Distanz zum beschriebenen Geschehen.<sup>42</sup>

Die bereits früher ausgeprägte Tendenz aufnehmend und verstärkend, wurde die persönliche Veränderung und Entwicklung, die beschrieben wurde, hervorgehoben. Der Krieg wurde gleichsam nur zum Terrain, auf dem sich die Studenten bewährten. „Sie sind als Menschen groß und darum sind sie Helden.“<sup>43</sup> Dieser Wandel, das

„Wachstum einer sittlichen Kraft“ (Gertrud Bäumer) wurde wichtiger als die Handlungen. Nie erwähnten die Rezensenten irgendwelche militärisch besonders hervorzuhebenden Leistungen, statt dessen würdigte man die Bereitschaft zur Selbstaufgabe, die geistige Haltung des Aushaltens: „die Tat wächst aus heldischer Gesinnung“. Gerade der Vergleich mit der Kriegsliteratur, in die die „Kriegsbriefe“ nun öfters ohne weitere Erläuterung eingereiht wurden, verdeutlicht diese Verschiebung. Die Briefe dienten nicht als Quelle über den Krieg oder das Kriegsgeschehen, sondern sie wurden gelesen als Zeugnis für die „Begegnung des Menschen mit dem Kriege“ - und konnten damit Antwort geben auf die Frage, „wie der Mensch diesem Schicksal begegnet ist“. Das, was Jünger schon bald nach Kriegsende auf die prägnante Formel „Kampf als inneres Erlebnis“ gebracht hatte, wurde nun übertragen und verallgemeinert, indem der Krieg vor allem in seiner Qualität als Kriegserlebnis wahrgenommen wurde.<sup>44</sup>

Entsprechend hierzu setzte sich die nach 1918 bereits festzustellende Entnationalisierung des Todes weiter fort. Während man nun einerseits viel stärker als früher ins Blickfeld rückte, daß alle Briefschreiber im Krieg gefallen seien, es sich bei ihren Briefen um eine „Symphonie des Todes“ handle,<sup>45</sup> deutete man andererseits die Bereitschaft zum Sterben, die Hinnahme und Akzeptanz des eigenen Todes als „Idee des persönlichen Opfers“. Die Stärke im Kriege basierte angeblich auf dieser „Weltanschauung“, auf dem „heroischen Fatalismus“.<sup>46</sup> Die Heroisierung des Opfers wurde in der Mehrheit der Besprechungen nachvollzogen. Selbst bei jenen, die die „Kriegsbriefe“ als eindeutig pazifistisches Buch lasen, wurde diese Haltung, die sich in vielen Briefen widerspiegelt, nicht aufgegriffen und kritisiert. Differenzen lassen sich dagegen in der Beurteilung des Krieges finden. Dabei schwankten die Einstellungen zwischen zwei Extremen. Auf der einen Seite stand die pazifistische Lesart. Am eindeutigsten nahm Edlef Koeppen (selber einfacher Soldat im Schützengraben und später Autor eines der beeindruckendsten Antikriegsromane, „Heeresbericht“) diese Position ein, wenn er sein Fazit zog: „Nie wieder! denn: 'Sieger ist nur der Tod'.“

Diametral entgegen stand die von der völkischen Rechten und insbesondere den Nationalsozialisten vollzogene Deutung. Hier entstand aus dem Krieg etwas Neues, entstand „das große Ahnen von einem Umbruch und von einem neuen Aufbruch der Nation, der vom Fronterleben her seinen ersten Anstoß erhält“.<sup>47</sup> Gewissermaßen zwischen den beiden hier angedeuteten Positionen lag die Mehrzahl der Buchbesprechungen. Weder die pazifistische Verurteilung noch die nazistische Überhöhung des Krieges als Geburtsstunde der neuen, vom Geist des Fronterlebnisses geprägten Nation dominierten in den späten 20er Jahren das Weltkriegsbild der Weimarer Republik. Die Mehrheit zog ihre Lehre nicht aus dem Krieg - der meist gar nicht oder nur am Rande thematisiert wurde —, versuchte nicht, Ursachen und Bedingungen der Entstehung des Krieges, seines Verlaufs oder auch der nie richtig angestrebten Friedensbemühungen zu erörtern. Die Frage, vielleicht etwas falsch gemacht zu haben, stellte man sich nicht. Statt dessen rückte man das Kriegserlebnis und den Tod der Gefallenen in den Mittelpunkt. In auffälliger Häufigkeit wurde vom „Vermächtnis“ der Toten gesprochen, das die Lebenden zu erfüllen haben. Wie es Veit  
Valentin  
formulierte,

„ihre Gesinnung und ihr Erlebnis soll dauern“. Oder eine andere Stimme: „Das Buch weist Aufgaben, denen wir uns zu unterziehen haben. Einsicht und Erkenntnis, der zu leben den Gefallenen wert war, sei von uns übernommen und zur Tat geführt.“ Der unbekanntere Rezensent verschwieg jedoch, welche Aufgaben denn eigentlich die „Kriegsbriefe“ dem Leser „weisen“. Statt dessen wurden die Überlebenden auf die Hingabe, die Pflichterfüllung und das Opfer der Kriegsgeneration verpflichtet. Ein Problem konnte damit gelöst werden. Die Frage nach dem Sinn des Todes der rund 1,8 Millionen deutschen Kriegstoten war zumindest vorläufig beantwortet. Nachdem nicht mehr Krieg und Nation als wesentliche Legitimationsgrundlagen in Frage kamen, wurden die Lebenden beauftragt, die Sinnstiftung gewissermaßen nachträglich vorzunehmen. „Diese Studenten sind nicht umsonst gefallen, wenn unsere heranwachsende Jugend innerlich aufhorcht und sich ihnen verpflichtet fühlt.“<sup>48</sup>

Wie schon angedeutet, war die Aufnahme der „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ durchweg positiv. Genauer gesagt: Unter allen Rezensionen findet sich keine einzige Stimme, die das Buch ablehnte oder seine Tendenz kritisierte. Diese seltene Einhelligkeit des Urteils erstreckte sich von den „Sozialistischen Monatsheften“ über Linksliberale und Pazifisten wie den Historiker Veit Valentin und den Publizisten Edlef Koeppen, über konservative und klerikale Kreise bis ins Lager der Nationalsozialisten. Auch bei den beiden großen Weimarer Verbänden der Frontsoldaten, dem rechten „Stahlhelm“ wie dem demokratischen „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, gehörten die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ zu den häufig gelesenen Büchern.<sup>49</sup> Wie läßt sich diese Übereinstimmung über alle politischen Lager hinweg erklären, welche Voraussetzungen lagen dieser Einhelligkeit zugrunde? Vor allem drei Faktoren verweisen sowohl auf Spezifika der Witkopschen Edition wie auf Besonderheiten der kollektiven Kriegserinnerung in den 20er und 30er Jahren. Einmal ist auf das Verhältnis von Krieg und Kriegserlebnis hinzuweisen. In der Erinnerung an den Weltkrieg wurde im Laufe der Zeit kaum noch zwischen dem Geschehen des Krieges und der Erfahrung des Krieges durch die Soldaten unterschieden. Krieg und Kriegserlebnis wurden gleichgesetzt, stärker noch: Das - vermittelte - Kriegserlebnis wurde zur dominierenden Erfahrung des Krieges und prägte das Bild des Krieges. Diese Ineinssetzung ist auch in den Kriegsbriefen vorhanden, wobei dort aber in aller Regel scharf unterschieden wird zwischen dem Krieg, der als grausam, menschenverachtend und sinnlos abgelehnt wurde und dem Kriegserlebnis, d.h. der eigenen Einstellung zum Krieg und zur Kriegswirklichkeit, die als bewußte und positive Bereitschaft zum Kriegsdienst erlebt und gegen die Realität der Kriegswirklichkeit verteidigt wurde. Diese Unterscheidung vollzogen nicht alle Rezensenten mit. Gerade im rechten Lager lösten sich mit der Stilisierung des Fronterlebnisses und des Frontsoldaten die Grenzen zwischen diesen unterschiedlichen Erfahrungsdimensionen auf.

*„Aber man erlebt noch einmal [...] das ganze Kriegserlebnis mit seinen Abstufungen [...]. Man soll daher dieses Buch allen denen geben, die nichts mehr vom Kriege wissen, er wird ihnen in seiner unverfälschten Gestalt aus diesen Blättern entgegentreten.“<sup>50</sup>*

Die Heroisierung des Kriegserlebnisses konnte damit die Glorifizierung des Krieges ersetzen, die auch bei der völkischen Rechten nur noch vermittelt, in der Stilisierung des Krieges als Zukunftsbringer, möglich war.

Damit ist bereits das zweite Erklärungsmoment angesprochen. Ebenfalls in Analogie zu den Briefen selber finden sich in der Beurteilung des Krieges drei zeitlich verschieden strukturierte Erwartungshaltungen. Zu nennen ist hier erstens die pazifistisch geprägte Position des Nie-Wieder-Krieg, die den Weltkrieg als Bruch in der Geschichte deutete, der nur als negatives Gegenbild Wertungen vermitteln konnte. Daneben stand zweitens die Haltung der z. T. liberalen, vor allem aber konservativen Mehrheit, die eine Kontinuität zwischen Weltkrieg und Weimar vor allem im Medium des Totenkults beschrieb. Vergangener Krieg und gegenwärtiger Frieden wurden als qualitativ nicht unterschiedene Phasen der Geschichte gesehen, sie erschienen jeweils als Teil einer gemeinsamen Gegenwart. Die Gemeinschaft der Lebenden und der Toten; oder, wie es Valentin, auf ein Gedicht Freiligraths anspielend nannte: die Toten an die Lebenden — das ist ein Ausdruck dafür, wie sehr die verschiedenen, durch den Weltkrieg geprägten Vorstellungen (nationale Gemeinschaft; Pflicht für das Ganze;

Aufgabe des eigenen Ichs) weiterhin Bestand hatten. Drittens schließlich die Position der Nationalsozialisten, die dieser unpolitischen Kriegserinnerung eine politische Stoßrichtung gaben und den Weltkrieg - vor allem das Kriegserlebnis - als Beginn eines von ihnen zu vollendenden Wandels deuteten, ja sich selber als aus dem Kriegserlebnis erwachsen definierten. Der Krieg schuf damit die Möglichkeit, die Zukunft zu verändern. Alle drei Konzeptionen konnten dabei an Erfahrungsgehalte und Deutungsmuster der Kriegsgeneration anknüpfen. Schließlich, und das ist wiederum allen Stimmen gemein, verdrängte die Suche nach moralischen Deutungen die Frage nach den Ursachen des Krieges. Sowohl der pazifistische Friedensappell wie die nazistische Heroisierung des Krieges rekurrten auf die Anschaulichkeit und Eindringlichkeit des geschilderten Kriegserlebnisses. Die nachkommende Friedensgeneration blieb damit aber auf der Erfahrungsstufe der Kriegsteilnehmer stehen und konnte nicht zu Erklärungen des Kriegsgeschehens vordringen. Der Erfolg der Nationalsozialisten seit den späten 20er Jahren ist sicherlich nur zu einem Teil auf ihre Glorifizierung des Frontsoldatentums zurückzuführen. Sie waren aber die einzigen, die die positive Wertung des Kriegserlebnisses mit einer politischen Umsetzung dieses normativen Musters verbinden konnten. Das erhöhte ihre Attraktivität in einer Krisensituation der Weimarer Republik, da breite Kreise von ähnlichen Erfahrungsmustern geprägt waren. Die Nichtbewältigung des Weltkrieges, das Verhaftetsein in den Kategorien des Krieges hatte diese Gruppen gehindert, sich ganz der Republik anzuschließen. Nun übernahmen sie die politische Interpretation der Nationalsozialisten, die einen Ausweg aus der Gegenwart durch die Rückkehr zu den Werten des Krieges versprachen.

## Anmerkungen:

- 1 Weitere Unterhaltungen Clemenceaus mit J. Märtet, Berlin 1930, S. 54f, zitiert nach: K. Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht, Frankfurt a. Main 1989, S. 141 (Anm. 13). Die Autoren danken Reinhart Koselleck für den Hinweis auf diese Äußerung Clemenceaus.
- 2 W. Falk, Der kollektive Traum vom Krieg. Epochale Strukturen der deutschen Literatur zwischen „Naturalismus“ und „Expressionismus“, Heidelberg 1977 und R. Schenda, Schundliteratur und Kriegsliteratur, in:  
Ders., Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur, München 1976, S. 78 - 104 haben zwar eindrucksvoll die — zuweilen morbide — Faszination an Krieg und Heldentod im wilhelminischen Deutschland herausgearbeitet. Freilich handelt es sich hierbei nicht um ein speziell deutsches, sondern um ein europäisches Phänomen.
- 3 S. hierzu: M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbild und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918, Stuttgart 1992. S. auch Anm. 38.
- 4 Briefe preußischer Soldaten aus den Feldzügen 1756 und 1757 und über die Schlachten bei Lobositz und Prag, in: Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres, Heft 2, Berlin 1901;  
K. Larsen, Ein modernes Volk im Krieg, Kiel 1907; eine Zusammenfassung der Erinnerungsliteratur und Briefsammlungen zu 1870/71 bei: T. Rohkrämer, Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im deutschen Kaiserreich 1871-1914, München 1990.
- 5 M. Scheler, Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg, 3. Aufl., Leipzig 1917, Vorwort zur ersten Ausgabe im November 1914.
- 6 Noch 1929 erschien in der „Weltbühne“ (Bd.2, Nr. 264) ein Aufruf, in dem auf eine geplante Edition des Malik-Verlages hingewiesen wurde und um die Zusendung von Briefen gebeten wurde. Der Verlag plante eine Ausgabe von „Kriegsbriefen gefallener Proleten“. 1935 erschien ein vom Reichsbund Jüdischer Frontkämpfer herausgegebener Band „Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden“. 1952 schließlich erschien dann in Tübingen eine wenig beachtete und damit das geringe Interesse an der Erinnerung des letzten Weltkrieges bezeugende Ausgabe von „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ aus dem Zweiten Weltkrieg, herausgegeben von W. und H. Bahr.
- 7 P. Witkop, Geist und Seele des deutschen Krieges. Aus Feldpostbriefen, in: Kölnische Zeitung, 24.12.1915, 1.1.1916.
- 8 P. Witkop, Kriegsbriefe deutscher Studenten, Gotha 1916. Witkop an Delbrück, 20.6. und 4.10.1915 (Deutsche Staatsbibliothek Berlin, NL Delbrück); P. Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, 7. Aufl., München 1928, Nachwort.
- 9 Witkop an Henckell, 29.4.1916 und 6.7.1917 (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, NL Henckell).
- 10 Der Kontakt mit den Ministerien nach: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, Bayerische Gesandtschaft Berlin, Nr. 1165 (1917); Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Merseburg, Kultusministerium, Rep. 76, Sekt. 31, 298-303. Die Zusammenarbeit mit den Universitäten nach: Universitätsarchiv Jena, BA Nr. 1956, Kurator C, Nr. 2030. - Das Auswärtige Amt verteilte von der Ausgabe von 1918 insgesamt 5000 Stück im Ausland - was wohl umgekehrt auch als Indiz dafür dienen kann, daß direkt nach Kriegsende das Interesse des deutschen Publikums eher gering war; Freiburger Zeitung, 29.9.1928.
- 11 Nach den Unterlagen im NL Witkop, Privatbesitz Frau Witkop, Freiburg.
- 12 Der Erfolg der „Kriegsbriefe“ belegt die jüngst hervorgehobene Beobachtung, daß das publizistische und literarische Interesse am Weltkrieg keineswegs erst - wie oft behauptet - mit Remarques Erfolg einsetzte. Seit 1918 gab es eine kontinuierliche Produktion von „Kriegsliteratur“, in der „Im Westen nichts Neues“ zwar— nach Verkaufszahlen und Ausstrahlungskraft — einen Höhepunkt darstellt, nicht aber den Krieg als Thema neu entdeckte; H.-H. Müller, Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik, Stuttgart 1986.
- 13 Die Ausgabe von 1928 enthielt alle Briefe der Fassung von 1918, war darüberhinaus im Umfang aber mehr als verdoppelt. 1930 erfolgte dann eine nochmalige Erweiterung des Inhalts; nun waren rund 125 Studenten mit z. T. mehreren Briefen in der Sammlung vertreten. Das Gliederungsprinzip war seit 1918 unverändert: Die Briefe sind nach Personen zusammengefaßt und folgen in der Reihenfolge der Todesdaten der Schreiber. — Müller, Der Krieg und die Schriftsteller; R. Koselleck, Kriegerdenkmäler als Identitätsstiftungen der Überlebenden, in: Identität, hrsg. von O. Marquard /K. Stierle, München 1979, S. 249-276.
- 14 Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Bonn, Hochschulwesen 33. - German students' war letters,

- New York 1929; Lettres d'étudiants allemands tués à la guerre, 1914-1918, Paris 1932.
- 15 Witkop an Brentano, 25.7.1929 (Bundesarchiv Koblenz, NL Brentano); Witkop an Schwendemann, Außenministerium, 27.7.1929 und 27.2.1931 (Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Bonn, Hochschulwesen 33).
- 16 Vorwort zur Ausgabe von 1928.
- 17 Mitteilung von Frau Witkop in Freiburg.
- 18 P. Witkop, Der Weltkrieg im Deutschunterricht, Gotha 1915, S.63f; dieselbe Argumentation ist auch schon zu finden in der ersten öffentlichen Ankündigung des Vorhabens: P. Witkop, Kriegsbriefe deutscher Studenten, in: Der Panther, 1915, Bd.1, S. 660-674. Die einsetzende Sprachlosigkeit gegenüber dem Krieg, zumindest die Sprachlosigkeit angesichts einer Forderung nach Sinn, bringt Witkop noch an einer dritten Stelle in den Gegensatz zu Lyrik und Epik (d.h. Kriegszeugnissen), vgl. sein Vorwort zu: W. Spengler, Wir waren drei Kameraden. Kriegserlebnisse, Freiburg 1917.
- 19 F. Droop, Aus dem Vogesenkriege, Straßburg 1916, S. 157. Für die gesamte Kriegszeit gehen die Schätzungen auf rund 28 Mrd. Feldpostsendungen, davon etwa 7 Mrd. als Briefe oder Sendungen aus dem Felde, Vgl.: Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945, hrsg. von O.Buchbender/R. Sterz, München 1982, S. 13f.
- 20 P. Fussell, The great war and modern memory, Oxford 1975; D. Winter, Death's men: soldiers of the Great War, London 1979; J.- N. Jeanneney, Les archives des commissions de contrôle postal aux armées, 1916-1918. Une source précieuse pour l'histoire contemporaine de l'opinion et des mentalités, in: Revue d'Histoire Moderne et Contemporaine, 15 (1968), S. 209-233 ; S. Audoin-Rouzeau, Les soldats français et la nation de 1914 à 1918 d'après les journaux de tranchées, in: Ebenda,34 (1987), S.66-86; ders., 14-18. Les combattants des tranchées, Paris 1986. Mit den beginnenden 1980er Jahren wurden in Deutschland solche Fragen gestellt, zunächst freilich im Hinblick auf literarische Quellengattungen. So bei: K.-P. Philipp!, Volk des Zorns. Studien zur „poetischen Mobilmachung“ in der Literatur am Beginn des 1. Weltkriegs, ihren Voraussetzungen und Implikationen, München 1979; Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, hrsg. von K. Vondung, Göttingen 1980; Kriegsaltag, hrsg. von P. Knoch, Stuttgart 1989; August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin 1989; Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, hrsg. von W. Wette, München, Zürich 1992.
- 21 H. Cron, Kriegsbriefsammlungen (Bundesarchiv Potsdam, 15.06 Reichsarchiv, 193, Inventare des Reichsarchivs I und II).
- 22 Feldbriefe katholischer Soldaten, hrsg. von G. Pfeilschifter, 3 Bde., Freiburg 1918; Mit Gott für Kaiser und Vaterland. Erlebnisse deutscher Proletarier während der „Großen Zeit“ 1914-1918, Berlin 1924; Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg, hrsg. von R. Hoffmann, München 1937 (eine nationalsozialistische Auswahl, die in der politischen Tendenz v. a. auf eine Bestätigung der Dolchstoßpropaganda zielt).
- 23 In der Debatte der 20er Jahre um die Dolchstoßlegende spielten die „Sozialen Heeresmißstände als Teilursache des Zusammenbruchs von 1918“, so der Titel eines Gutachtens von M. Hobohm im parlamentarischen Untersuchungsausschuß (in: Die Ursachen des Deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918, hrsg. von A. Philipp, Berlin 1929, Bd. 11,1) eine große Rolle. Ohne diesen Punkt überbewerten zu wollen und, analog zur zeitgenössischen konservativen Kritik, den inneren Moralverlust der Truppe als alleinige Ursache der Niederlage zu stilisieren, gilt es doch, die internen Spannungen im Heer genügend zu beachten. In Rußland etwa ging der Revolution ein viel tiefergreifender und länger andauernder Zerfallsprozeß in der Armee voraus als in Deutschland, wo im März 1918 in der „Kaiserschlacht“ noch große militärische Erfolge erzielt wurden und im November dann innerhalb kürzester Zeit sich der alte Militärapparat auflöste.
- 24 Vgl. neben den bereits erwähnten Briefsammlungen v.a.: W. Deist, Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs. Zur Realität der Dolchstoßlegende, in: Das Unrechtsregime, hrsg. von U. Büttner, Bd. 1, Hamburg 1986, S. 101-129; Winter, Death's men, S. 18ff, S.223ff.
- 25 P. Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, München 1933 (Volksausgabe), S. 82.
- 26 Ebenda, S. 51.
- 27 Ebenda; vgl. auch die Briefe ebenda, S. 88, S. 157, S. 160, S. 274.
- 28 Ebenda, S. 33, S. 58.
- 29 Vgl. die entsprechenden Ergebnisse der Analyse von: Jeanneney, Les archives des commissions de contrôle postal aux armées, 1916-1918.

- 30 H. Gollwitzer, „Für welchen Weltgedanken kämpfen wir?“ Bemerkungen zur Dialektik zwischen Identitäts- u. Expansionsideologien in der deutschen Geschichte, in: Deutsche Frage und europäisches Gleichgewicht. Festschrift für Andreas Hillgruber, hrsg. von K. Hildebrand/R. Pommerin, Köln 1985, S. 83ff.
- 31 Brief Rathenaus an Leopold Ziegler, 28.7.1917, in: W. Rathenau, Briefe. Neue endgültige Ausgabe in drei Bänden, Dresden 1930, Bd. 1, S. 303.
- 32 Das gilt allerdings wohl nur für die europäischen Truppen. Von afrikanischen Soldaten spricht ein Student als von „schwarzen Teufeln“, Witkop, Kriegsbriefe, 1933, S. 155.
- 33 Ebenda, S. 159. Hervorhebung im Original.
- 34 Ebenda, S.91.
- 35 Ebenda, S. 21. Hervorhebung im Original.
- 36 Dieser Opfergedanke war jedenfalls im bildungsbürgerlichen Milieu weit verbreitet. Friedrich Meinecke schrieb in „Deutsche Reden in schwerer Zeit, gehalten von den Professoren an der Universität Berlin“ (Bd. 1-3, Berlin 1915): „Stirb und werde - opfere und gewinne. Der Tod für das Vaterland, dieses uralte Opfer, hat für uns einen neuen und ewigen Sinn erhalten.“ (Bd. 1, S. 28). Auch bei Walter Flex findet sich das Opfermotiv allenthalben. So z.B. in dem Gedicht „Vom Sinn des Opfers“, das die Nationalsozialisten politisch zu instrumentalisieren wußten. So war ein ganzer Band der Zeitschrift „Die Studentische Kameradschaft“, hrsg. vom Reichsstudentenführer — Amt Politische Erziehung, Folge 4 (Sondernummer), 1937, dem „Opfer“ gewidmet. T. Harten-Hoencke spottete in: Geisteskultur, 36 (1927) über die „Deutsche Opfersucht“:
- „Sichhinopfern ist demnach der eigentliche Zweck dieses Lebens. — Und der Sinn all' dieser Opferseligkeit? Recht klar ist die Sache keinem. [...] Denn was soll es eigentlich heißen, dies Opfern für's Vaterland? Da klingt es aus der Vergangenheit: 'Was hat man nicht alles geopfert!' 'Alles haben wir hingeben müssen!' Aber sind wir denn nicht alle selbst dies Vaterland, für das wir alles taten und gaben? Was für ein Begriff von Vaterland steckt hinter diesem Begriff von Opfer! Das Vaterland ist gar nichts außer uns. Ebensovwenig z.B: die Familie. Die Familie sind doch wir selbst mit. Wir würden uns also tatsächlich für uns selbst opfern. [...] Der ganze Begriff ist falsch und führt nur zu Selbstverherrlichung oder Selbstbemitleidung, zwei sehr schädlichen Seelenverfassungen.“(S. 395). Hier wird die Vorstellung vom Vaterland als der Summe seiner Individuen gegen jenen mystischen Vaterlandsbegriff gewandt, der das Vaterland als zeitlose kollektive Entität setzt. S. hierzu: W. Kruse, Der säkularisierte „Heilige Krieg“ des Deutschen Reiches 1914, in: Journal für Geschichte, 1989, Heft 5, S. 23-33.
- 37 Witkop, Kriegsbriefe, 1933, S. 24.
- 38 M. Jeismann, „Feind“ und „Vaterland“ in der frühen deutschen Nationalbewegung, in: Volk-Nation-Vaterland. Konzepte und Programme im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert, hrsg. von U. Hermann, Hamburg 1993 (im Druck); vgl. hierzu auch die gründliche Behandlung der Lyrik der Befreiungskriege von: E. Weber, Lyrik der Befreiungskriege, 1812-1815. Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur, Stuttgart 1991. Zum Opfermotiv in der 1848er Revolution s.: M. Hettling, Bürger oder Soldaten. Kriegerdenkmäler 1848 - 1854, in: Kriegerdenkmale eine Internationale?, hrsg. von R. Koselleck, München 1993 (im Druck).
- 39 Insgesamt wurden aus dem deutschsprachigen Raum 76 Rezensionen ermittelt, für die Ausgabe von 1916 7,13 für die von 1918, 56 schließlich für die seit 1928 erschienenen Editionen.
- 40 Sozialistische Monatshefte, 23 (1917), S. 652; Akademische Rundschau, 1919, S. 409; Akademische Turmzeitung, 1918, S. 6-9; Witkop, Kriegsbriefe deutscher Studenten, 1916, Vorwort; Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten, 45 (1916), S. 102.
- 41 Neues sächsisches Kirchenblatt, 1919, S. 286; Kölner Volkszeitung, 29.12.1918, S.54; Vergangenheit und Gegenwart, 9 (1919), S. 40; Akademische Rundschau, 1919, S. 291f.; Vierteljahresberichte aus dem Gebiet der schönen Literatur, 1919, S. 25f; Frankfurter Zeitung, 3.1.1919; Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen, 1919, S.89.
- 42 Der linksliberale Historiker Veit Valentin ist eines der wenigen Beispiele hierfür, wenn er in seiner Besprechung „Die Toten an die Lebenden“ im „Berliner Tagblatt“ vom 17.2.1929, etwa in Bezug auf die oft erwähnte Naturverbundenheit der Studenten, nüchtern konstatiert, die meisten Studenten seien „wohlbehütete, wohlgezogene [...] Stadtmenschen“ gewesen. „Wir haben es ja alle erlebt, daß die meisten draußen zunächst einmal recht gesund wurden.“ Valentin ist nahezu der einzige Rezensent, der die Frage nach der Repräsentativität der Briefe stellt. Er bemerkt dazu, „da nur wenige Briefe aus der zweiten Hälfte des Krieges aufgenommen sind, kommen die sozialen Gegensätze zwischen Offizier und Mannschaft kaum zur Geltung“.

- 43 Deutsche Tageszeitung, 14.10.1928.
- 44 G. Bäumer, Botschaft der Toten, in: Die Frau, 1929, S. 385-389; Deutschlands Erneuerung, 1928, S. 682;  
O. Heuschele, Die Toten erwachen... Briefe an einen Freund über ein Buch, in: Der Türmer, 1929, S. 251 -254.
- 45 Statt mehrerer Beispiele siehe: Gothaer Tagblatt, 2.11.1928 (oder die Formulierung vom „Totentanz der zehn Millionen Männer“ in den Schleswiger Nachrichten, 30.10.1928); unter dem christlich geprägten Titel „Tod, wo ist dein Stachel“ (ein Briefzitat aufgreifend), wird hervorgehoben, daß die Studenten sich intensiv mit dem Sterben auseinandersetzen; die Erfahrung der eigenen Sterblichkeit wird - von Studenten und Rezensenten -in religiösen Formen und Kategorien beschrieben, mündet aber nur selten in die christliche Erlösungsgewißheit.
- 46 Literarischer Handweiser, 1929, S. 381f.; H. Teipel, Der „Frontsoldat“, in: Deutsche Republik, 1928, S. 39-45.
- 47 E. Koeppen, in: Die literarische Welt, 1929, S. 7; W. Richter, Nordisches Erleben im deutschen Kriegsschrifttum, in: Die Sonne, 1934/35, S. 445-450. Trotz dieser diametral entgegengesetzten Position kommen aber sowohl Koeppen („Dieses Buch ist die Wahrheit [...] so lebten wir“) als auch der „Völkische Beobachter“ (Die Briefe „sagen uns, warum wir leben und kämpfen [...] Oft und oft glaubte man Hitlerworte zu hören [der Artikel berichtete über eine Lesung aus den Kriegsbriefen in München], und man spürte das Wehen jenes Geistes, aus dem heraus die nationalsozialistische Bewegung gleich nach dem Kriege erstand und das Vermächtnis jener toten deutschen Jugend übernahm“) zu gleich hymnischen Urteilen; Völkischer Beobachter (Bayernausgabe), 18.12.1928.
- 48 Die neue deutsche Schule, 3 (1929), Beilage, S. 63; Zeitschrift für Deutschkunde, 21 (1929), S. 302f.
- 49 K. Rohe, Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Düsseldorf 1966, S. 142.
- 50 R Warmund, Studenten von 1914 bis 1918, in: Bonner Zeitung, 12.10.1928; zur Illustration der zeitgenössischen Frontsoldatenideologie vgl.: T. Bartram, Der Frontsoldat als Erlöser, in: Ders., Der Frontsoldat. Ein deutsches Kultur- und Lebensideal, Leipzig 1919 (eine Rede vor der Ortsgruppe der Kieler Frontsoldaten).